



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Aber freilich ist die erste Bedingung für eine Besserung der deutschen Verhältnisse in diesem Sinne, daß Preußen selbst erst wieder werde, was es sein kann, ein Staat mit einem kräftigen Leben und einem energischen Willen. Und von diesem Ziele ist es grade jetzt, wenn man seine innern Verhältnisse betrachtet, weiter entfernt, als seit vielen Jahren. Preußen selbst hat nicht das Recht, einen Anspruch zu erheben auf die Herrschaft über Deutschland, solange an seinem eignen Hause noch soviel Mangel an männlichem Sinn, an Kraft und an gesundem politischen Idealismus zu finden ist; und wenn es für den deutschen Patrioten jetzt eine hohe Aufgabe gibt, so ist es die, vor allem den Preußen ins Bewußtsein zu bringen, was sie für sich und für die übrigen Deutschen sein sollen.

Unterdes ist etwas Großes geschehen, um aus Abspannung und Schwäche auch diesen Staat zu erheben: die Traditionen der Allianz mit dem kriegsstarren Rußland sind durch die Ereignisse zerstört.

Literatur.

Amerikanische Literatur. Waikna, ok Adventures on The Mosquito Shore. By Samuel A. Bard. — Ein seltsames Gemisch von Jagd- und Reiseabenteuern, die mit derber Realität geschildert sind und phantastischen Erzählungen in geschickter Darstellung bei denen man nicht immer sicher ist, ob der Verfasser Erträumtes oder Erlebtes erzählt und das lebhaft an Herrmann Melville und einige Partien in Sealsfeld erinnert. Waikna heißt in Mosquitosprache ein Mann oder eine Nation von Männern, ein Name, den sich die Mosquitoindianer selbst beilegen. Mr. Bard erzählt wunderbare Geschichten von einem Geheimbund, der unter ihnen besteht, um die alte Herrlichkeit ihrer Nation, von der noch die Trümmer gewaltiger Städte mitten im Urwald Zeugniß ablegen, wieder herzustellen und ihre langjährige Unterdrückung an ihren Tyrannen, den Creolen der Küste, zu rächen. An der Spitze dieses Geheimbundes steht Antonio, ein von dem Verfasser mit großer Vorliebe idealisierter Indianerjüngling, vorläufig noch halb sein Diener, halb sein Freund, in Zukunft aber „der Tiger“ Abkömmling des großen Baalam Botan, Fürst der Tzaesindianer, Träger des Nationalaltismans, des Herrn, der niemals lügt,“ und der Rächer ihrer Jahrhunderte erduldeten Leiden. Er wandert bei allen Indianerstämmen Mittelamerikas herum, um sie auf den bevorstehenden Aufstand vorzubereiten und führt Bard zu einer Seherin seiner Nation, die noch phantastischer, wie er selbst gezeichnet ist. Die Reisenden befanden sich in einem indianischen Dorfe, an dem Flusse Vocay, als Antonio, auf die geheimnißvolle Botschaft einer alten Indianerin, den Weg nach dem Urwald einschlug. „Es war Nacht, aber er folgte einem Lichte, das nicht einer hellen Flamme, sondern mehr einer glühenden Kohle glich und bald ganz nahe, bald in weiter Ferne zu glänzen schien. Der Pfad war schmal, aber eben und ging rasch bergauf. Wol eine halbe Stunde lang behielten wir denselben

raschen Schritt bei, als der Wald lichter wurde und wir allmählig auf einen verhältnißmäßig freien Platz heraustraten, wo sich die anmuthigen Wedel der Palmbäume zierlich von dem sternhellen Himmel abzeichneten. Hier sahen unser Leitstern stillzustehen, und als wir näher herankamen, erblickten wir die Alte, die uns im Dorfe aufgesucht hatte und die jetzt, um uns zu führen, einen lodernden Brand trug. Sie winkte uns zu Schweigen und ging langsam und mit anscheinender Vorsicht weiter. Nach einigen Minuten erreichten wir, was in dem ungewissen Sternenlicht wie ein steinernes Gebäude ausah und bald darauf ein zweites und größeres. Ich sah, daß sie halb verfallen waren, denn die Sterne am Horizont schimmerten durch einen offenen Thorweg. Unsere Führerin ging an ihnen ohne stehen zu bleiben vorüber und brachte uns bis an die Schwelle einer kleinen Hütte aus Rohr, etwas abseits von der Ruine. Die Thüre war offen und wir traten ein; aber für den ersten Augenblick war ich von dem grellen Schimmer, der in jeder Ecke angezündeten Riensäckeln fast geblendet. Auch erschreckte mich ein grimmi- ges Knurren und die plötzliche Erscheinung eines wilden Thieres zu unsern Füßen. Ich trat mit einem Gefühle der Furcht zurück, das sich nicht verminderte, als ich näher hinblickend gewissermaßen als Hüter der Wohnung grade vor uns einen großen Tiger erblickte, der uns mit seinen Augen grimmig anstierte und den langen Schwanz auf der Erde spielen ließ, als wäre er bereit, auf uns loszuspringen. Er vertrat uns jedoch bloß einen Augenblick den Weg. Eine einzige Geberde der Alten trieb ihn in eine Ecke der Hütte, wo er sich ruhig hinstreckte. Ich schaute mich um, aber außer einer einfachen indianischen Trommel, die in der Mitte des Fußbodens aus gestampfter Erde stand und einigen an den Wänden aufgestellten Steinen, die als Sitze dienten, war in der Hütte kein Hausrath und keine Ausschmückung zu entdecken. Aber an dem einen Ende saß auf einem ausgebreiteten Tigerfell ein Weib, dessen Gestalt und Benehmen sie sogleich als die wunderbare Sukia oder Zauberin zu erkennen gaben, die zu besuchen wir soweit hergekommen waren. Sie war noch jung, gewiß nicht über zwanzig Jahr, schlank und von vollkommenem Ebenmaß und trug ein Tigerfell in derselben Weise wie die Alte, welche uns geführt hatte, aber die Bänder um ihre Stirn, um ihre Arme und ihre Füße waren von Gold. Sie stand bei unsrem Eintreten auf und hieß uns willkommen. Ich hatte erwartet, ein keckes Vorspiegeln des Besißes übernatürlicher Kräfte zu sehen, unterstützt von Bemühungen, auf die Phantasie der Besuchenden einzuwirken und war überrascht zu finden, daß „die Mutter der Tiger“ am Ende weiter nichts war, als ein schüchternes indianisches Mädchen. Sie sah uns anfangs unruhig und forschend an; aber als ihre Augen auf Antonio fielen, der an der offenen Thür stehen geblieben war, stieß sie einen Ausruf, in dem sich Freude und Ueberraschung mischten, aus und stand im nächsten Augenblick neben dem Indianerjüngling. Sie sahen sich einander schweigend an, dann tauschten sie ein rasches Zeichen und ein einziges Wort miteinander aus, worauf sie sich wendete und Antonio sich in eine Ecke zurückzog, wo er unbeweglich wie eine Bildsäule stehen blieb und jeder Bewegung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgte. Kaum hatte die Sukia ihren Platz wieder eingenommen, so preßte sie ihre Stirn in ihre flachen Hände und sah stinnend auf den Boden vor sich. Nie habe ich ein menschliches

Antlitz gesehen, welches einen mehr in sich versunkenen Ausdruck getragen hätte. Vielleicht fünf Minuten lang herrschte ein tiefes Schweigen, als plötzlich ein Klang wie von dem Springen einer Saite unsre Aufmerksamkeit auf die Trommel lenkte, welche in der Mitte der Hütte stand. Diesem Klange folgte ein länger dauerndes knisterndes Geräusch gleich dem Entladen elektrischer Funken. Es schien anfangs unregelmäßig sich zu wiederholen, aber als ich genauer darauf achtete, entdeckte ich, daß die einzelnen Töne in einem harmonischen Verhältniß zueinander standen, als wenn sie eine einfache Melodie begleiteten. Die Schwingungen der Trommel waren deutlich sichtbar und sie schienen das Instrument von rechts nach links auf dem Boden herumzudrehen. Die Klänge hörten ebenso plötzlich auf, als sie angefangen hatten und die Sofia erhob ihr Haupt und sagte feierlich: „Die Geister deiner Väter sind auf den Bergen erschienen! Ich kenne sie nicht; du mußt sie befragen!“

Was Mr. Bard eigentlich in dieser Nacht sah und erfuhr, theilt er nicht mit, angeblich um seine Erzählung und sich selbst nicht lächerlich zu machen und sich nicht ungerechten Beschuldigungen auszusetzen. Er sagt nur soviel, daß er erst nach Mitternacht die Hütte der Seherin „mit reinem, neuern und tiefern Einblick in die Geheimnisse unsers gegenwärtigen und zukünftigen Lebens und einer vollständigeren und großartigern Würdigung der erhabenen Wirklichkeiten, welche dem Eintritt jeder Seele in das Weltall zu folgen bestimmt sind“, verließ. Gingendenk des Dankeebluts, das eingestandenemmaßen in Mr. Bards Adern fließt, dürften wir wol nicht fehl greifen, wenn wir meinen, daß unser Erzähler — ohne damit der kräftigen Poesie seiner Schilderungen zu nahe treten zu wollen — sich von Reminiscenzen an das Geisterklopfen nicht ganz hat frei machen können.

Weit weniger romantisch fällt ein anderes fürstliches Exemplar aus, welches Mr. Bard kennen lernt. Fleißige Zeitungsleser werden wol von dem König der Mosquitoküste gehört haben, um dessen Gunst Großbritannien und die vereinigten Staaten buhlen und mit dem Königin Victoria Staatsverträge abgeschlossen hat. Mr. Bard hatte die Ehre, ihm vorgestellt zu werden. Er war in Bluefields, einem der Hauptorte an der Mosquitoküste, von einem Engländer Mr. Bell, der hier eine schwer zu definirende Rolle, halb Missionär und halb Diplomat zu spielen schien, zu Kaffee eingeladen. Das aufwartende Negermädchen brachte drei Tassen und der Wirth schenkte sie alle voll, was dem Gast etwas seltsam vorkam, da nur zwei Personen am Tische saßen. Einen Augenblick lang hegte er den Verdacht, daß das Negermädchen in einem Verhältniß zu seinem Wirth stände, welches es berechtigte, ihnen die Ehre seiner Gesellschaft angedeihen zu lassen. Aber anstatt dessen stieß die Negerin ohne viel Umstände zu machen eine Thür in der Ecke auf und forderte einen Unsichtbaren kurz auf, aufzustehen. Man hörte eine brummende Antwort, wie von einer Person, die sich ungern gestört sieht. Unterdessen hatten die beiden ihre erste Tasse Kaffee getrunken und waren mit der zweiten beschäftigt, als die Thür in der Ecke aufging und ein Negerjüngling von etwa 19 oder 20 Jahren sich schleppenden Schrittes der Tafel näherte. Er trug nur ein Hemd, am Halse nicht zugeknöpft und baumwollene Beinkleider, die so gut wie gar nicht zugeknöpft waren. Er nickte dem Hausherrn mit einem phlegmatischen Morgen, Sir! zu und setzte sich zu der dritten Tasse Kaffee hin. Mr. Bell schien weiter keine Notiz von ihm zu

nehmen und setzte mit seinem Gast die Unterhaltung fort. Bald darauf stand der Neger auf, nahm seinen Hut und ging langsam den Pfad nach dem Flusse hinab, wo er sich das Gesicht wusch. Als der Amerikaner Abschied nahm, bot ihm Mr. Bell in jeder Weise seine Dienste an, jener dankte ihm und sprach den Wunsch aus, dem König bei passender Gelegenheit vorgestellt zu werden. Der Engländer lächelte und sagte, dies könnte sogleich geschehen; darauf trat er an die Thür, rief dem immer noch am Flusse stehenden schwarzen Jüngling etwas zu und winkte ihm, heraufzukommen. Der Jüngling setzte eilig den Hut auf und gehorchte. „Sie ahnen wahrscheinlich nicht, daß dies der König ist?“ bemerkte Mr. Bell mit einem verächtlichen Lächeln. Der Amerikaner entgegnete nichts, denn der junge Mensch war schon ganz nah. Er nahm ehrerbietig seinen Hut ab, aber außer der ruhigen Bemerkung: „George, dieser Herr wünscht euch zu sehen; setzt euch!“ fand keine Einführung statt. Mr. Bard bemerkte bald, wer der eigentliche König in Bluestelds sei. „Georg William Clarence, von Gottes Gnaden König des Mosquitogebiets“, wie sein vollständiger Titel lautete, schien auch seine eigne Meinung über seine Stellung zu haben, aber er wurde in so strenger Subordination gehalten, daß er sie nie in Worten äußerte. Er war schüchtern und blöde, aber nicht ohne die Elemente einer gewöhnlichen englischen Erziehung, die er in England selbst empfangen hatte. Er ist ein Neger mit einer kaum wahrnehmbaren Beimischung von indianischem Blut, wie seine Unterthanen, die mit den eigentlichen Mosquitoindianern nicht das mindeste zu thun haben. Die ganze Küstenbevölkerung stammt von der Ladung eines vor mehr als 200 Jahren hier gestrandeten Sklavenschiffs her, die alljährlich von flüchtigen Sklaven von den westindischen Inseln vermehrt, die ursprünglichen indianischen Einwohner verdrängt hat. Sie sind auch nach ihrer Art Christen — aber eben nach ihrer Art, wie ein englischer Missionär auf seine Kosten erfahren hat. Er fing an zu predigen und für einige Sonntage bewog er die Vornehmsten, ihn anzuhören, indem er ihnen ein Glas Grog einschenkte. Endlich an einem Sonntag Nachmittag war eine beträchtliche Anzahl der Eingebornen gekommen, um den Fremden reden zu hören und den gewöhnlichen geistigen Trost zu empfangen; aber die Rumflasche des würdigen Geistlichen war leer geworden. Demungeachtet versuchte er dem Mangel durch eine größere Blut der Rede abzuwehren und schmeichelte sich eine Zeitlang, daß er einen dauernden Eindruck hervorbringe. Seine Predigt wurde jedoch plötzlich von einem der Häuptlinge unterbrochen, welcher aufstand und entrüstet ausrief: „Lauter Predigt — kein Grog — nicht gut!“ und mit einem beistimmenden „nicht gut!“ folgte ihm die ganze Zuhörerschaft wie er hinaus und den erstaunten Prediger mit den zwei oder drei anwesenden Engländern allein ließ.

Mr. Bard erlebte noch viele Abenteuer in den Lagunen und unter den Negern und Indianern der Mosquitoküste; wir wollen aber unsre Auszüge aus seinem nicht uninteressanten Buche mit einer Schildkrötenjagd schließen, der er an der Küste in Begleitung eines Negers Harris beiwohnte. „Harris,“ erzählt Mr. Bard, „stand in der vordern Spitze des Boots auf der Lauer, mit der Harpune in der rechten Hand, mit der linken Hand hinter dem Rücken, um den beiden Rudern damit zu telegraphiren. Sie hielten ihre Augen fest auf das Signal ge-

heftet und richteten danach ihre Ruderschläge und die Richtung und Schnelligkeit des Bootes. Kein Wort wurde gesprochen, da die Fischer behaupten, die Schildkröte habe ein sehr feines Gehör. Auf diese Weise ruderten wir eine halbe Stunde zwischen den Klippen herum, als auf eine leichte Bewegung von Harris Hand die Ruderer dem Boot eine andere Richtung gaben und die Ruder so langsam und ruhig bewegten, daß sie kaum das Wasser kräuselten. Ich musterte die Meeresfläche, konnte aber nur etwas sehen, was ich für einen über das Wasser hervorragenden Fels hielt. Es war aber doch eine Schildkröte, die regungslos, wie es diese Thiere lieben, auf dem Meere dahinschwamm. Obgleich wir uns mit der größten Vorsicht näherten, hörte sie uns oder erblickte das Boot und versank, als wir noch funfzig Schritt von ihr entfernt waren. Rasch bewegte sich jetzt Harris Handtelegraph und die beiden Schwarzen fingen an mit der größten Schnelligkeit und Energie zu rudern. Im nächsten Augenblick schoß das Boot über die Stelle, wo die Schildkröte untergetaucht war und ich erhaschte sie mit einem Blick, wie sie mit einer Schnelligkeit, welche allen von ihrer Schwerfälligkeit auf dem Lande hergenommenen Begriffen von ihrer Behendigkeit Hohn sprach, dahin schwamm. Sie schien buchstäblich durch das Wasser zu gleiten. Und jetzt begann eine neue und aufregende Jagd. Harris verwendete kein Auge von der Schildkröte und die beiden Schwarzen keins von Harris telegraphirender Hand. Jetzt schossen wir dorthin, jetzt dahin; jetzt ging es langsam, dann schnell wie ein Pfeil und dann wieder blieben wir wie festgenagelt auf einem Fleck. Das Wasser war nicht so tief, um der Schildkröte zu gestatten, sich ganz Harris geübten Augen zu entziehen, obgleich mir der Meeresgrund wie ein unentwirrbares Labyrinth erschien. Da die Schildkröte wieder auf die Oberfläche kommen muß, um zu athmen, so galt es nur, ihr nahe genug zu bleiben, um sie mit der Harpune zu durchbohren, sowie sie auftaucht. Endlich nach einer wol eine halbe Stunde dauernden Jagd machte das Boot plötzlich Halt und die Harpune fuhr hinunter ins Wasser. Da sie nicht ganz untertauchte, erkannte ich, daß das Ziel nicht verfehlt worden war. Im nächsten Augenblick zog Harris die Leine ein. Nach ein paar krampfhaften Versuchen sich loszumachen, gab die Schildkröte nach und ließ sich widerstandslos nach dem Strande schleppen. Ein paar tüchtige Schläge machten die Harpune frei und das Thier wurde auf den Rücken gelegt um, ein echtes Bild gänzlicher Hilflosigkeit, unsre Rückkehr zu erwarten. Ich kann mich nicht von dem Eindruck frei machen, daß der Kopf einer Schildkröte mit seinen halbgeschlossenen Augen einen Ausdruck frömmster Resignation trägt, der durch die sanftabwehrenden Bewegungen der Vorderflossen, welche den ausgebreiteten Händen eines wohlgenährten Pfaffen gleichen, noch salbungsvoller wird."

Heransgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **L. F. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. C. Ebert** in Leipzig.